

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Jürgen Moltmann

Weiter Raum

Eine Lebensgeschichte

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage

Copyright © 2006 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Init GmbH, Bielefeld

Satz: SatzWeise, Föhren

Druck und Einband: Těšínská Tiskárna AG, Český Těšín

Printed in Czech Republic

ISBN-13: 978-3-579-05233-5

ISBN-10: 3-579-05233-0

www.gtvh.de

*Ich widme diese Lebensgeschichte
meinen Enkelkindern*

*Jonas und Christoph,
Malte und Jakob
und Eliza*

Inhalt

Erster Teil:

Jugend	13
Kapitel I Die Siedlung	15
Kapitel II Operation Gomorrha im Juli 1943	25
Kapitel III Prisoner of War (POW) 1945-1948	31

Zweiter Teil:

Lehrjahre	47
Kapitel I Theologiestudent in Göttingen 1948-1952	49
Kapitel II Pastor in Wasserhorst 1953-1958	61

Dritter Teil:

Anfänge	75
Kapitel I An der Kirchlichen Hochschule Wuppertal 1958-1964	77
1. Theologie im Auftrag der Kirche	77
2. Wuppertaler Kulturleben	79
3. Arbeit an der eigenen Theologie	80
4. Begegnung mit Ernst Bloch	84
Kapitel II Öffentliche Theologie	88
1. Die deutsch-polnische Gesellschaft	88
2. Ökumene: Faith and Order	90
3. Theologie für Mediziner	93
4. Der Christian Kaiser Verlag	96
5. Von Wuppertal nach Bonn	97

Vierter Teil:

Theologie der Hoffnung 101

Kapitel I Die Theologie der Hoffnung 1964 103

1. Entstehung und Absicht 103
2. Im Kairos der Zeit 104
3. Schlüsselbegriffe 106
4. Persönliche Reaktionen 110
5. DER SPIEGEL: »Kinder des Protestes« 117

Kapitel II Im christlich-marxistischen Dialog 122

1. Marienbad 1967 124
2. Milan Machovec 129
3. Viteslav Gardavsky 130
4. Roger Garaudy 131

Kapitel III Mein amerikanischer Traum 133

Fünfter Teil:

Politische Theologie 147

Kapitel I Erster Anfang in Tübingen 1967 149

Kapitel II Zweiter Anfang in Tübingen 1968 159

Kapitel III Vortragsreisen in alle Welt 1969-1975 165

Kapitel IV Weltmissionskonferenz in Bangkok 1972/73 169

Kapitel V Wege nach Fernost 1973 und 1975 174

1. Australien, Philippinen, Japan 174
2. Korea – Land der Hoffnung, Land der Tränen 176

Sechster Teil:

Im Zeichen des Kreuzes zum neuen trinitarischen Denken	183
Kapitel I Der gekreuzigte Gott 1972	185
1. Anlässe	185
2. Einige Grundgedanken	188
3. Kritik	192
a. Kann Gott nicht leiden?	192
b. Ein sadistischer Gott?	193
Kapitel II Theologische Horizonsweiterungen	196
1. Kirche in der Kraft des Geistes 1975	196
2. Die Kirche welchen Volkes?	200
3. Wer ist behindert und wer behindert?	201
4. Ökumene unter dem Kreuz	203
5. In der Freundschaft Jesu	204
6. Anfänge einer ökologischen Schöpfungslehre	205
7. Auf der Suche nach einer Theologie der mystischen Erfahrung	206
8. Eine theologische Erklärung zu den Menschenrechten?	208
Kapitel III Ökumenische Horizonsweiterungen	211
1. Kreuz und quer durch die USA 1976	211
2. Lateinamerika 1977	215
3. Konflikt mit Befreiungstheologen in Mexiko City 1977	219
4. Im Land der Apartheid Südafrika 1978	224
Kapitel IV An Ort und Stelle	228
1. Heimarbeiter in der Familie mit vier Kindern	228
2. Tübinger Universitätsalltag	232
3. Mitherausgeber der Zeitschrift <i>Evangelische Kommentare</i>	234
4. Herausgeber der Zeitschrift <i>Evangelische Theologie</i>	234
5. Im Direktorium der Zeitschrift <i>Concilium</i>	240
6. Vorsitzender der <i>Gesellschaft für Evangelische Theologie</i> 1978 bis 1994	244

Kapitel V Im christlich-jüdischen Dialog	255
1. Mit Emil Fackenheim	256
2. Mit Pinchas Lapide	260
3. Der Antijudaismus-Vorwurf	264
4. Angriffe auf Elisabeth und mich	267

Siebter Teil:

Unvollendete Vollendungen – Herausforderungen des Lebens	271
---	-----

Kapitel I Das neue trinitarische Denken	273
--	-----

Kapitel II Gifford Lectures 1985 in Edinburgh: Gott in der Schöpfung	282
---	-----

Kapitel III Unser langer Marsch nach China 1986	289
--	-----

1. Wieder zu Gast in Atlanta	289
2. Die Transcontinental Conference in New York, St. Louis und San Francisco	292
3. Urlaub auf Maui, Hawaii	295
4. Kreuz und quer durch China 1986 und später	297

Kapitel IV Als Mann und Frau von Gott reden – gemeinsame Theologie mit Elisabeth	307
---	-----

1. Die Eltern sterben, die Kinder gehen: Das Haus wird leer	307
2. Es begann in Sheffield 1981	310

Kapitel V Neue Liebe zum Leben	319
---	-----

1. Höhepunkte in einem »Leben nach sechzig«	319
a. Gastprofessur an der Gregoriana	319
b. Verständliche Theologie in Sexau	321
c. Eine Friedenskonferenz in Amerika	321
d. Ein »Fest der Schöpfung« in Washington	322
2. Im Wunderland Indien	323
a. Kottayam, Madurai, Jaffna und Sri Lanka	323
b. Madras und die südindischen Tempel	325
c. Elephanta, Ajanta und Ellura	325
d. Agra, Jaipur und Udaipur	327
e. Jodpur, Jaisalmer und wieder Udaipur	329

3. Eine neue Theologie des Lebens	330
a. Von der Christologie zur Pneumatologie	330
b. Eine Kultur des Lebens	332
c. Spiritualität der wachen Sinne	332
d. Was liebe ich, wenn ich Gott liebe?	334
e. Wege zur Pfingstbewegung	335

Achter Teil:

Im Ende – der Anfang	337
---------------------------------------	-----

Kapitel I Feste des Endes und des Anfangs	339
--	-----

1. Das Abschiedsfest 1994	340
2. »Wie ich mich geändert habe« – Theologensymposium 1996.	341
3. Gottesräume – Lebensräume: Fest zum 75. Geburtstag in Bad Boll	344

Kapitel II Neue Schwerpunkte	347
---	-----

1. In der asiatischen Welt	347
2. Im Land der Vulkane und Lagunen: Nicaragua	350
3. »Systematikertreffen« und Tafelrunde: Freundschaft mit Hans Küng und Eberhard Jüngel in »gegenläufiger Harmonie«	354
4. Die »Rainbow-bar-Gang«	357

Nachwort	363
--------------------	-----

Anmerkungen	365
-----------------------	-----

Namenregister	381
-------------------------	-----

Erster Teil

Jugend

Kapitel I

Die Siedlung

Wer vor 75 Jahren mit der Walddörfer Bahn von Hamburg nach Großhansdorf fuhr und am Bahnhof Buchenkamp ausstieg, stand allein auf weiter Flur. Nach links und rechts breiteten sich große Ackerflächen aus, die nicht durch Zäune begrenzt wurden, sondern durch Knicks. Das sind niedrige Erdwälle, mit Haseln, Birken und allerlei Gestrüpp bewachsen, die alle sieben Jahre »geknickt«, also grob gerodet wurden. Es gab damals in jener Gegend keine festen Straßen, sondern nur Wege für Bauernwagen, und die waren meistens aufgeweicht und voller Matsch. Gelangte man zum nahegelegenen Wulfsdorferweg – auch ein solcher »Weg« –, dann stand man unversehens vor vier gleichen, lang gestreckten Doppelhäusern im Klinkerstil mit roten Dächern. Auf einem Seitenweg mit dem seltsamen Namen »Im Berge«, da es doch weit und breit nur flaches Land gab, standen zwei ähnliche Einzelhäuser. Das war die gemeinsame »Siedlung« jugendbewegter, fürs »einfache Leben« (Ernst Wiechert) auf »eigener Scholle« schwärmender Lehrer unter Führung des nimmermüden Visionärs Helmut Hertling und seines praktisch begabten Nachbarn, des Sozialisten Alfred Schär.

Die Gärten umschlossen den gemeinsamen Spiel- und Sportplatz, mit gemeinsamer Wasserversorgung und Klärgrube. Geplant waren auch ein Gemeinschaftshaus für die musikalische Bildung und ein gemeinsamer Hühnerhof, aber damit war der Gemeinsinn der Teilnehmer wohl schon überfordert. Es gab jedoch einen gemeinsamen Kindergarten, in den ich ging, gemeinsame Feste und Feiern, Sportgruppen, Nachbarschaftshilfen und mithin alles, was damals zu einer echten »Lebensgemeinschaft« gehörte. Vieles wurde versucht, aber nicht alles blieb. Meine Eltern schlossen sich 1929 an und bauten das Haus »Im Berge 4«, obwohl sie keinen Pfennig in der Tasche hatten und die Harvestehuder Verwandtschaft sie für verrückt erklärte und keine Hilfe anbot. Sie wollten »aus grauer Städte Mauern« der Eimsbütteler Steinwüste und auch der Hamburger Wohnungsnot entkommen und suchten die frische Landluft und das ursprüngliche Leben, den eigenen Garten und die Früchte der eigenen Arbeit. Sie tranken keinen Alkohol und sie rauchten nicht, es gab nur Kaffee Hag, Fruchtsäfte und Margarine aus dem Reformhaus. Jede freie Minute wurde der Gartenarbeit gewidmet. Und meine Mutter »weckte ein« für den Winter: Bohnen, Erbsen und Karotten.

Meine Kindheit wurde vom Geist und auch von den Problemen die-

ser »Siedlung« geprägt. Da gab es die Gruppe gleichaltriger Jungen, von denen wenigstens vier andere auch »Jürgen« hießen, der Name war damals im Trend. Wir unternahmen Streifzüge in die Wälder und Moore der Umgebung und wollten mit 10 Jahren natürlich alle Förster werden. Wir sprangen im Frühjahr über das Osterfeuer und sangen »Winter ade« und verbrannten seine Figur. Auf dem gemeinsamen Spielplatz gab es die Fußball-, Faustball- und Hockeyspiele. Auf den »Wegen« fuhr nie ein Auto. Unser eigenes Spiel auf ihnen hieß »Kippel-Kappel« und wurde mit Stöckern ausgetragen. Wir spielten Versteck in den Kornfeldern und kletterten um die Wette auf die höchsten Eichen. Wir waren Landjungs und sahen auch so unsauber aus. Unter Aufsicht, nein: »in Gemeinschaft« mit den Erwachsenen wurden jährliche Sportfeste veranstaltet. 1937 gewann ich den »olympischen Fünfkampf« bestehend aus Hochsprung, Kugelstoßen, Reckübung, Brettspiel und musischen Übungen. Es war der zehnjährige Jahrestag der Grundsteinlegung »unserer Siedlung«. Für die Schulferien wurde ein Turnlehrer engagiert. Herr Sörensen versammelte uns zum Frühsport und radelte uns auf Radausflügen voran. Seine Schwester brachte den Müttern und Mädchen Loheländer Gymnastik aus der Rhön bei, für die Familie Hertling besonders schwärmte.

Jeder sollte das Seine aktiv in die Gemeinschaft einbringen. Unser Nachbar Kurt Gaebeler, mein späterer Englischlehrer, ließ uns an seinen Dichtungen teilnehmen. »Haus hinterm Birkenknick« hieß seine Siedlungszeitschrift, die jedoch nach wenigen Nummern den Geist aufgab. Die Geige meines späteren Lateinlehrers Arthur Kracke verzauberte mich bei Hauskonzerten, obgleich ich wie mein Vater als »unmusikalisch« galt. Der Stefan George Verehrer Maschmann, bei dem ich zu unserem gegenseitigen Glück keinen Unterricht hatte, dichtete: »Der Spaten bricht im Frührot schon die Scholle des kargen Bodens mit der harten Krume ...«. Die Visionen Helmut Hertlings, auch er später mein Lehrer an der Walddörfer Schule, gingen weit über meinen kindlichen Horizont hinaus, beeindruckten mich aber sehr: Eines Tages wollte er das Mittelmeer trockenlegen und dafür die Sahara bewässern. Er war jedoch der einzige Pazifist in der Siedlungsgemeinde und hielt das durch Nazizeit und Krieg auch durch. Nach dem Krieg führte er die Friedensbewegung in Hamburg an.

Alle Kinder wurden von ihren Eltern zur ständigen und nachhaltigen Gartenarbeit angehalten. Das war das Elend dieser lebensfreundlichen Gemeinschaft. Wir folgten unseren Vätern mit Harke und Spaten, wir pflanzten Erbsen und Bohnen, wir ernteten Stachel- und Johannisbeeren, wir schrabten die Wege und schnitten das Gemüse klein, und das vor allem am Sonntagmorgen. Mein Vater nannte das feierlich »Sonntagsarbeit«. Zwei Erziehungsprüche meines Vaters haben mir tiefen

Eindruck gemacht: 1. »Krankheit ist Willenssache«, 2. »Erst denken, dann reden«. Eine Kirche gab es in Volksdorf nicht, es wäre auch keiner hingegangen. Zur Belohnung für die Sonntagsarbeit durften wir im nahegelegenen Badeteich Schwimmen lernen und bekamen gelegentlich, doch nur ausnahmsweise, ein »Eis am Stiel« für 10 Pfennig. Seitdem kann ich Gartenarbeit nicht ausstehen und hasse Belohnungen.

Mein liebster Nachbar war Fritz Beyle, Kunstmaler, wie man damals sagte. »Onkel Fifi« war ein großer Spötter und brachte uns nach allem Pathos der »Siedlung« immer wieder zum Lachen. Er war im Unterschied zu meinem Vater ein praktisch veranlagter Mensch. Ich durfte ihm beim Bau von Einbauschränken helfen und bewunderte ihn sehr. Oft kam ich abends in seine Werkstatt und fertigte unter seiner Anleitung Nistkästen für Vögel, Laubsägearbeiten und einmal eine vollständige Puppenstube für meine Schwester Marianne an. Er hatte etwas für mich übrig und bildete meine handwerklichen Fähigkeiten aus. Als er 1935 Direktor einer Hamburger Malerschule wurde, baute er sich ein Atelier im Garten, wurde mit großen Wandbildern beauftragt und ließ mich oft Modell sitzen oder meistens leider stehen. Er konnte durchaus grantig werden und war für meine friedfertigen Eltern ein nicht immer leichter Nachbar. Dennoch hielt diese Freundschaft vierzig Jahre lang.

Die Siedlungsgemeinschaft überdauerte die Nazizeit und den Krieg. Außer Arthur Kracke, der sich einen theatralischen Flirt mit der Partei leistete, weil er sich eine Karriere im Kulturbereich erhoffte, wurde 1933 niemand Nazi. Unter den Jungs und Mädchen wurde auch niemand HJ- oder BDM-Führer. Man tat öffentlich, was man zu tun gezwungen wurde, und lebte sonst privat für sich »hinter dem Knick«. Dazu führte wohl auch der Schock über das Schicksal von Alfred Schär. Er wurde 1937 im KZ Fuhlsbüttel von der SA erschlagen. Es hieß, er habe einem anderen Opfer der Bewegung helfen wollen, aber er gehörte auch zum »Internationalen Sozialistischen Kampfbund« des Göttinger Philosophen Leonhard Nelson, und der wurde als Erster verfolgt. Vor uns Kindern wurde davon nicht viel gesprochen, aber wir spürten sehr wohl das Unheimliche an dieser Geschichte.

Meine Eltern haben 1923 geheiratet. Mein Vater war »von stattlicher Statur« – über 180 cm groß – und »des Lebens ernstem Führen« verpflichtet; meine Mutter eher eine »Frohnatur«, über der sich der Himmel stets ein wenig öffnete, wohin sie auch kam. Sie waren entfernt miteinander verwandt. Die Familien in Hamburg und in Schwerin kannten sich gut.

Mein Vater war das siebte Kind seiner Eltern und wurde 1897 in Hamburg geboren, als es meinem Großvater schon sehr schlecht ging. Der litt an Tuberkulose, der hanseatischen Lungenkrankheit. Mein

Großvater Johannes war ein »Freidenker« und lebte im optimistischen Geist der Gründerjahre. Er kam als Privatlehrer aus Schwerin nach Hamburg und gründete alsbald eine eigene Privatschule in Harvestehude, Hansastr. 4. Er wurde Freimaurer und Großmeister der Loge »Heinrich zum Felsen«, verfasste Schulbücher und schrieb aufklärerische Schriften gegen die Kirche.¹ Er glaubte mit Lessing fest an die Erziehung des Menschengeschlechts zum Guten und ließ auf seinen Grabstein auf dem Ohlsdorfer Friedhof den Spruch setzen:

»Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen,
die Zeit der Vollendung,
da der Mensch das Gute tut,
weil es das Gute ist.«

Der Satz stammt aus §88 der Erziehungsschrift Lessings. Johannes Moltmann hatte in Göttingen mit einer historischen Arbeit über die Kaiserin Theophano promoviert. Der Gottesglaube seiner Familie war ihm durch Feuerbachs Aufklärung abhanden gekommen. Wie alle Hamburger begrüßte er die Bismarcksche Reichsgründung, die den Hafen zum Welthafen machte, verachtete aber Wilhelm II. und sein martialisches Gehabe. In seinem Zimmer hing das Bild des 99-Tage-Kaisers Friedrich III. Als er tuberkulosekrank wurde, konnte er nicht mehr unterrichten, musste seine Schule aufgeben und seine Familie verarmte. Sozialer Abstieg war im aufstrebenden Bürgertum das Schlimmste. Er versuchte noch, neue Spiele zu erfinden und Hamburger Familiengeschichten zu schreiben, aber was ihn innerlich bewegte, waren die philosophischen Fragen des Monismus und die moralisch unbedingte Idee des Guten, die ein heroisches Leben forderte. Aus seiner Bibliothek besitze ich noch Ernst Haeckel, Die Welträtsel, Volksausgabe 1899. Er starb 1910 und wurde durch seinen frühen Tod zum Leitbild meines damals erst 13-jährigen Vaters, der sich Zeit seines Lebens mit den weltanschaulichen Schriften seines Vaters auseinandersetzte. Die Kinder mussten ihre Ausbildungen abbrechen. Aus der Privatschule wurde eine Pension für ausländische Schüler. Mein Vater konnte jedoch bis zum Kriegsbeginn 1914 auf das Johanneum gehen, weil er nebenher Privatstunden gab.

Mit Bruder Alex und Schwester Irmi wurde auch er von der »freideutschen« Jugendbewegung ergriffen. Zwar fiel ihm die Umstellung vom »Bücherwurm zum Naturburschen«, wie er schrieb, körperlich schwer, aber die Ideen des alternativen Lebens faszinierten ihn. Er trat in den »Bund deutscher Wanderer« ein, wanderte aber am liebsten allein. Mein Vater war ein geborener Historiker: Er stand oft neben sich selbst, beobachtete das Leben, das er lebte, und registrierte es. Das machte ihn souverän, aber auch einsam. 1914 zog er als 17-jähriger

Kriegsfreiwilliger aus und kam 1918 mit schweren Verwundungen zurück, die wir Kinder mit Schauern an seinem großen Körper ansahen. Mein Vater konnte märchenhafte Geschichten erzählen. Nach seiner Version des »Fliegenden Holländers« warfen ihn die Piraten zum Schluss über Bord und er ertrank im Meer: Wir Kinder starrten ihn mit offenem Mund an.

Nach kurzer Zeit im Bahrenfelder Freikorps zum Kampf gegen den Spartakusaufstand in Hamburg, wanderte er kreuz und quer durch Deutschland, manchmal mit anderen Freideutschen, meistens aber allein, um von den Kriegererfahrungen loszukommen. Er studierte kurz und fröhlich in Heidelberg und meldete sich dann bei der Schulbehörde in Hamburg zum Examen an. Studiennachweise und Seminarscheine wurden nicht verlangt. Studenten wurden damals noch als »akademische Bürger« behandelt, die ihre Studien selbst anlegten, und nicht wie heute als Unmündige, die sich des Gebrauchs ihrer Vernunft nicht ohne Anleitung eines anderen erfreuen dürfen. Promovieren wollte er nicht, um nicht durch einen Titel vom Volk entfremdet zu werden. Er wurde dann bald Lehrer an der berühmten Lichtwarkschule. Dort unterrichtete mein Vater unter anderen Helmut und Loki Schmidt, bis diese demokratische Schule 1933 als erste von den Nazis geschlossen und mein Vater an die ungeliebte Mädchenschule an der Kurschmannstraße versetzt wurde. Weil die engere und weitere Familie nach 1933 aus opportunistischen Gründen zu den Nazis übergang, wurde es einsam um ihn. Er flüchtete sich ins Militär und quälte sich durch Reserveoffiziersübungen. Doch davon später.

Meine Mutter kam aus Schwerin, dem Paradies meiner Jugend. Da war das Traumschloss am See, die Inseln Kaninchen- und Ziegelwerder, die Sommerfrische Zippendorf und die edle Atmosphäre einer kleinen Residenzstadt. Mein liebevoller und gutmütiger Großvater Friedrich Stuhr war Archivdirektor und ein jederzeit staatstragender Beamter. Meine Großmutter Anna Stuhr stammte aus der Familie des Oberförsters Dankwart in Schönberg und wusste stets, wer sie war. Meine Mutter wuchs standesgemäß in der Mozartstraße 17 auf. Einer Krankheit wegen hatte sie nicht das Abitur gemacht, was ihr zum Nachteil gegenüber dem Oberlehrer gereichte, den sie heiratete. Sie arbeitete eine glückliche Zeit im Museum und im Schweriner Schloss und konnte uns alle Gespenstergeschichten vom Petermännchen und anderen Schweriner Gruselgestalten erzählen. Meine Mutter war ungewöhnlich begeisterungsfähig und nahm an anderem Leben einen so herzlichen Anteil, dass es vielen leichter ums Herz wurde, denen sie begegnete. Sie las während des Krieges alle Romane von Ernst Wiechert und gab sie bei Tisch wieder, so dass ich sie alle kenne, ohne sie je gelesen zu haben. Sie fühlte sich gewiss zeit ihres Lebens meinem alles wissenden

und alles bestimmenden Vater unterlegen, aber es ging uns Kindern später auf, dass sie ihn trug, nicht er sie. Ohne meine Mutter wäre mein Vater vermutlich in Einsamkeit und Schwermut verstummt. Durch Bewunderung und Lob richtete sie ihn auf.

Meine Mutter war meine erste Liebe. Als mein Vater 1939 eingezogen wurde, war ich stolz und glücklich, viele seiner Aufgaben in Haus und Garten zu übernehmen und mich bei allen Geschäften mit unseren Lebensmittelkarten stundenlang anzustellen. So traurig der Anlass auch war, ich blühte auf und kam zu mir selbst, als mein Vater fort war. 1939 war für mich das Ende einer Kindheit gekommen, an deren Orientierungslosigkeit ich gelitten hatte. Ich erwachte aus meinen kindischen Traumwelten, und meine allein stehende Mutter mit meinen Geschwistern half mir ins reale Leben hinein. Sie traute mir Dinge zu, die mein Vater mir nie zugetraut hätte, und ich konnte, was ich von mir selbst nie erwartet hatte. Das baute mich auf. Das Leben mit meiner Mutter ohne meinen Vater von 1939 bis 1943 war für mich eine große Zeit, aber ich habe meinen Vater dennoch vermisst. In jenen Jahren der Pubertät wusste ich nicht, was mit mir los war, und ich hatte niemanden, der es mir ein wenig hätte erklären können. Ich scheute vor Mädchen zurück und hatte Angst vor meinen unbekanntem Gefühlen. Ich schwärmte theoretisch für die Kreuz-Dame im deutschen Kartenspiel, aber sie sah wohl meiner Mutter ähnlich, jedenfalls archetypisch in meiner Phantasie. Ich hatte nie ein unbekümmertes Selbstbewusstsein, sondern war oft von Versagensängsten geplagt.

Am 8. April 1926 geboren, wuchs ich mit zwei Geschwistern auf: meinem 2 Jahre älteren Bruder Hartwig und meiner 3 Jahre jüngeren Schwester Marianne. 1937 kamen mein Bruder Eckart und 1941 meine Schwester Elisabeth dazu. Ich habe meinen Bruder Hartwig nicht gekannt, aber er war uns immer gegenwärtig. Am Tag nach seiner Geburt begannen die Krämpfe, er bekam Meningitis und nach einer Woche war sein Gehirn so sehr zerstört, dass er niemanden mehr wahrnahm. Bis zu seinem dritten Lebensjahr hatten meine Eltern ihn noch bei sich, dann ging es nicht mehr, und sie brachten ihn in die Krankenanstalt Friedrichsberg. Ihm fehlte jedes Bewusstsein. Er muss ein liebes Kind gewesen sein, die Schwestern nannten ihn »unseren kleinen Prinzen«. An jedem Mittwochnachmittag fuhren unsere Eltern zu ihm und kamen jedes Mal mit versteinerten Gesichtern und verstummt zurück. Sie haben uns Kinder nie mitgenommen. 1940 ist er dann kurz vor oder bei der ersten Euthanasieaktion der Nazis, wie meine Eltern glaubten, an einer Lungenentzündung gestorben. Aber so hieß es damals immer. Sein Schicksal und das Leiden unserer Eltern daran haben meine Jugend mehr geprägt, als mir bewusst war. Zu meiner Geburt schrieb mein Vater: »Alles, was bei Hartwig nicht war, war bei ihm selbstverständlich,

Arten und Unarten. Uns Eltern war nach den schrecklichen Jahren das Leben neu geschenkt. Wir nannten unseren Jürgen deswegen Dankwart. Nur wir Eltern verstehen diesen sonderbaren Familiennamen der Großmutter Loycke wirklich«. Unsere Eltern haben sein Grab zwischen ihre Gräber legen lassen, um ihn in Ewigkeit bei sich zu haben.

1929 kam meine Schwester Marianne auf die Welt. Ich war nicht mehr allein, obwohl ich von dem Baby enttäuscht war, weil es doch nicht gehen konnte. Aber sie war »meine« Schwester und ich verteidigte sie gegen neugierige Nachbarskinder, die durch die Terrassentür glotzten, indem ich die Fensterscheibe der Tür einschlug. Marianne war ein fröhliches Mädchen, das alle Jungenstreiche gern mitmachte. Sie turnte am Reck in Nachbargarten viel mutiger als wir alle. Als wir dann zur Schule gingen, stellten sich freilich gewisse Unterschiede heraus: sie war aufmerksam, fleißig und erfolgreich, während es mit mir so seine Misslichkeiten hatte. Sie bewahrte ihre Ostereier monatelang auf, während meine schon am selben Abend verschlungen waren. Sie lernte Klavierspielen und war mit ihrem Mozartopf und ihrer Geige ein wunderschöner Anblick; bei mir haben meine Eltern solche musikalische Bildung gar nicht erst versucht. So gab es auch eine gewisse Konkurrenz im Kampf um die Anerkennung und Zuneigung der Eltern. Aber das legte sich ohne Mühe, als 1939 der Krieg ausbrach und mein Vater eingezogen wurde. Von da an waren wir beide für unsere Mutter und unsere kleineren Geschwister da und ergänzten uns sehr harmonisch. Es gab immer viel zu tun, und wir konnten uns aufeinander verlassen.

Nachdem ich das Umfeld der »Siedlung«, meine Eltern und die Geschwister, mit denen ich aufwuchs, beschrieben habe, muss ich endlich zu mir selbst kommen. Die Kindheit war für mich nicht nur eine glückliche Zeit, sondern oft auch eine Zeit, mit der ich »nichts anzufangen wusste«. Im Vergleich mit meinem großen Vater war ich zu klein geraten. Zu früh eingeschult, war ich stets einer der Jüngsten und Unreifsten in der Klasse. Ich war dafür wohl mit einem Übermaß an Phantasie begabt. Wenn ich mit meiner Mutter durch den Wald ging, sah ich überall Zwerge und Elfen und fabulierte die wildesten Geschichten, was ihr sehr gefiel, weil auch sie sich so etwas gern vorstellte. Zwar sollte ich »sozial« sein und mit den anderen Jungen draußen spielen, aber ich war oft und gern allein und träumte am Fenster in die Ferne. In der Walddörfer Schule fand ich keinen Lehrer, der mich begeistern konnte, aber meine Lehrer fanden in mir auch keinen Schüler, der sie begeistert hätte. Ich war unordentlich, selten aufmerksam und nur mit Mühe bei der Sache. Mich faszinierte der Flug einer Fliege im Klassenzimmer mehr als der Anschrieb an der Tafel. Ich war in der Volksschule und in den ersten beiden Jahren der Oberschule offensichtlich eine Nervensäge

für meine Lehrer. Meine Noten waren entsprechend schlecht, und oft stand unter dem Zeugnis die perfide Bemerkung: »Er könnte mehr.« Das brachte meinen Vater regelmäßig in Wut: »Warum tust du nicht, was du kannst.« Er sah nicht, dass ich wohl können wollte, aber nicht wollen konnte.

Als ich mit etwa 12 Jahren am Tiefpunkt meiner Entwicklung angekommen war, griff meine Großmutter aus Schwerin wie ein rettender Engel ein. Sie machte mich nicht nieder wie mein Vater, sondern glaubte an mich und baute mich auf. Sie arrangierte in den Schulferien Reitstunden für mich im Schweriner Marstall und sah zu. Sie setzte für jede Eins, die ich schrieb, eine Reitstunde im Wert von 2.– RM aus. So lernte ich auf dem Rücken der Pferde Selbstbeherrschung. In ihrem sehr gepflegten Haushalt lernte ich Tischsitten kennen und auf mein Äußeres zu achten. Sie hatte silberne Tee- und Kaffeekannen, ließ im Garten decken und im Haus die Speisen im Aufzug aus der Küche im Souterrain heraufkommen. Sie nahm mich mit ins Strandbad Göhren auf Rügen und ließ sich mit mir sogar in der Schweriner Gesellschaft ihrer Bridge-Freundinnen sehen. Sie war eine stolze und schöne Frau; ich habe sie hoch verehrt. So wurde das großherzogliche »Schwerin« für mich zum Gegenpol zur ländlichen »Siedlung«. Dort gab es Bürgersteige, die »Trottoir« hießen, man ging ums »Carree«, trat aufs »Peron«, um ins »Coupee« zu steigen und auf den »Conducteur« zu warten. Selbst den Drahthaarterrier Bonzo richtete meine Großmutter mit französischen Worten wie »allez hopp« ab. Französisch galt als die Sprache der großherzoglichen Hofgesellschaft, zu der der Archivdirektor Stuhr selbstverständlich gehörte. Das kam aus der großen Welt des 18. Jahrhunderts und wurde im provinziellen Schwerin auch gepflegt, um sich vom plattdeutschen Volk zu unterscheiden.

Für mich bestand die Schweriner Seligkeit im Rollerfahren auf festen Straßen, Rudern und Schwimmen im See, Kaffeefahrten am Sonntag mit den Dampfern »Pribislav« oder »Obotrit« nach Zippendorf und den langen Reitjagden auf den Großen Dreesch, damals noch Exerzierplatz und unbebaut. Ich spielte mit meinen Vettern und mochte Wolf Wagner besonders gern. Er ist 1945 mit 17 Jahren in Breslau gefallen. In Schwerin machte ich 1932 meine erste politische Erfahrung: Wir spielten in einer Sandkiste, als ein großer Junge zu uns kam und uns lehrte, die Faust zu erheben und »Rotfront« zu schreien. Wir stampften begeistert hinter ihm her, erhoben unsere Fäustchen und schrien: »Rotfront«, bis meine Tante das Küchenfenster öffnete und energisch rief: »Wir sind nicht ›Rotfront‹, wir sind ›Schwarz-Weiß-Rot‹.« Damit war der kommunistische Aufstand in der Sandkiste deutschnational niedergeschlagen.

Mein Großvater hatte vor seinem Schreibtisch ein großes Wand-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Jürgen Moltmann

Weiter Raum

Eine Lebensgeschichte

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 15,0 x 22,5 cm

ISBN: 978-3-579-05233-5

Gütersloher Verlagshaus

Erscheinungstermin: September 2006

Die Biografie eines großen Theologen des 20. Jahrhunderts

- Ein bewegendes Leben in einer bewegenden Zeit
- Ein eindringliches und unterhaltsames Buch

Er hat die Geschichte der Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland geprägt wie kaum ein anderer. Das Werk keines lebenden deutschsprachigen Theologen ist international häufiger übersetzt als seines. Am 8. April feierte Jürgen Moltmann seinen 80. Geburtstag. Ein Anlass für ihn zurückzublicken. In dieser Autobiografie erzählt Jürgen Moltmann sein Leben von der Hamburger Jugend im »alternativen« Elternhaus bis zu den unvollendeten Vollendungen der Gegenwart und begeht noch einmal den Weg seines theologischen Werdens und Schaffens. Ein spannendes Dokument wacher Zeitgenossenschaft und zugleich ein humorvoller Rückblick auf ein erfahrungsintensives, begebnungsreiches Leben.



[Der Titel im Katalog](#)